

# Die Neue Welt



Nr. 22

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Nocturno.

Von Ernst Kreowski.

Die Welt ist schlafen gängen —  
Nacht läßt den Mantel hangen  
Und weiße Nebel schlingern  
Gespenstig hin und her.  
Wie starre Todgedanken  
Die Blätter niederschwanke,  
Wind harßt mit frost'gen Fingern  
Vor'm Fenster träg und schwer.

Weiß nicht, was jäh mich weckte —  
Nur daß ein Traum mich schreckte:  
Als läg ich unter Leichen,  
Als röch ich Brand und Blut.  
Wild dröhnten ins Gedränge  
Fluchreden, Kampfesänge,  
Es sachten Feuerzeichen  
Des Aufruhrs Wuth und Gluth...

Entweicht, dämonsche Schallen! —  
Schlaf, bring dem Sorgenmatten,  
O bring dem armen Herzen  
Nur einmal kurze Ruh:  
Auf beide Augen gieße  
Dein Krüglein Mohn und schliesse  
Vor allen, allen Schmerzen  
Der Seele Pforten zu.

## Die Nacht der Befana.\*

Novelle nach dem Italienschen des S. di Giacomo.  
Deutsch von Wilhelm Thal.

Das Bett der kleinen Chiarinella stand in der Ecke des Zimmers, die den Sonnenstrahlen am meisten ausgesetzt war. Im Winter schlief das Kind, wenn die Sonne gerade schien, in einer Lichtfluth ein, die die auf der Bettdecke ruhenden kleinen blutleeren Hände wärmte. Den ganzen Tag über blieb sie allein; man schloß sie im Hause ein, nahm den Schlüssel mit und überließ sie allein jenen Schrecknissen und Einbildungen, die sich der Kinder bemächtigen, wenn sie Niemanden um sich sehen. In der ersten Zeit hatte sie geweint, den Kopf unter der Bettdecke verborgen, und sich in ihrem Bettchen zusammenkauern, wagte sie nicht den geringsten Schrei auszustößen, um ihre Angst nicht noch zu vergrößern. Sie empfand eine seltsame Furcht; sie glaubte, wenn sie die kleinen Beine ausstreckte, so würde ein Zauberer oder ein Dämon sie ergreifen und an den Füßen ziehen; sie wagte nicht, den Kopf zu entblößen; wer weiß? vielleicht hätte sie sich dann einem Ungeheuer gegenüber gesehen, das sich über ihr Bett neigte und sie mit glühenden Augen anstarrte. Zeitweise glaubte sie, einen Ibioten an die Thür klopfen zu hören, ein schreckliches Wesen, das auf der Straße von schrecklichen Krämpfen befallen wurde und ihr einmal heulend nachgelaufen war. Als die Krankheit sie dann derartig schwächte, daß sie keine Bewegung mehr machen konnte, blieb sie gleichgültig und gedankenlos, als wenn sie nichts mehr anging, in ihrem Winkel liegen.

In diesem Zimmer, das so ärmlich aussah und unter dem Dache lag, wohnten die Malia, die Tänzerin an einem Theater war, Frau Bettina und

ihr Mann. Die Malia ging schon frühzeitig in ihr Theater und ihre Mutter begleitete sie dahin; das junge Mädchen kam, in ihrem kleinen, rothen Shawl fröstelnd, die Hände in einem Muff, den sie sich selbst aus dem Pelz einer schwarz-weißen Katze gearbeitet, in der Nacht nach Hause. Frau Bettina trug den Sazerod, das rothe Nieder mit den Goldfranzen und den kleinen Atlaschuhen, die so klein wie die Aschenbrödel's waren, in ein Packet gewickelt. Hatte einer der jungen Leute, die das Theater besuchten, Malia Kuchen angeboten, so warf sich die Tänzerin, sobald sie nach Hause gekommen war, zerschlagen auf ihr Bett, ohne sich auch nur auszukleiden. Hatte sie nichts gegessen, so suchte sie im ganzen Hause etwas und witterte, schrie, sie würde eines schönen Tages mit dem Ersten Besten davongehen, das wäre kein Leben und könne so nicht weitergehen. Dann schrie Frau Bettina: „Geh doch, geh; das wäre das Beste; ein Mund weniger zu ernähren! In der Nacht, während das Lämpchen vor der Madonna auf der Kommode brannte, rief sie mit halblauter Stimme: „Chiarinella!“

Das Kind, das kein Auge geschlossen hatte, antwortete ganz leise: „Ja, was denn?“

„Morgen wird Mama Dir ein bißchen Milch kaufen, hörst Du? Ich werde Dir Gesellschaft leisten, ich gehe nicht in's Theater.“

„Ach ja, ach ja,“ seufzte die Kleine, „geh nicht hin, leiste mir Gesellschaft!... Nicht wahr, Mama?“ Die Mutter, die vom Schlummer schon halb besiegt war, murmelte wie in einem Traume: „Schweig! Schlaf jetzt... morgen... morgen.“

Das Zimmer versank in Schweigen; Chiarinella war immer die letzte, die einschlief; sie hörte noch das starke und regelmäßige Athmen der Schwester, die wohl eine Tour hatte da capo tanzen müssen und vor Müdigkeit erschöpft war. Manchmal quälte sie der Durst; sie erhob sich leise und suchte tastend nach einem auf einem Brette stehenden Glase, das ihre kleinen, mageren Aermchen kaum erreichten.

An bestimmten Vormittagen besuchte sie die Nun-

ziata, die Nachbarin, die ihr Milch gegeben hatte, als keine im Hause war.

„Arme Kleine,“ flüsterte sie; „meine kleine Chiarinella!“

Sie brachte ihr eine Orange, setzte sich auf ihr Bett und fing an, die Schale abzuziehen, dann zerlegte sie die Orange in kleine Schnitte, die Chiarinella gierig und schweigend auffog.

„Man möchte sie für eine Taubstumme halten,“ sagte Bettina, wenn man davon sprach.

„Nein, nein, das ist die Krankheit. Geben Sie Acht; damit läßt sich nicht scherzen; sie ist mager wie eine Nadel geworden. Was hat Ihnen der Arzt gesagt?“

„Was für ein Arzt? Wie konnte ich ihn denn rufen lassen? Ach, meine liebe Nunziata, Sie kennen mein Unglück nicht!“

Nun fing sie an, ihr auf der Thürschwelle zu erzählen, während Nunziata jeden Augenblick fortließ, um nach ihrem Ragout zu sehen, dessen scharfer Geruch bis in Bettinas Zimmer drang. Großes Unglück! Ihr Mann war nach Palermo gefahren, und wer weiß, wann er zurückkehrte. Geld? Das war nicht da. Und zu Weihnachten hatte er dreißig Lire geschickt, die aber sogleich wie Rauch im Winde verschwunden waren. Malia hatte sich acht Lire genommen, um sich einen goldenen Gürtel zu kaufen, den sie im dritten Bilde von „Orpheus in der Unterwelt“ brauchte. Das Haus stak bis obenhin im Glend; es war nichts mehr da; Malia hatte Alles verpfändet; das Leihhaus war voll von ihren Lumpen. „Jesus Maria!“ sagte Nunziata zitternd; „wie können Sie nur in solchem Zustande bleiben? Werden Sie doch Aufwarterin; die Stellen sind nicht selten.“

„Und Malia? Soll ich sie allein lassen. Und Chiarinella?“

„Nun, die Kleine werde ich, wenn Gott ihr die Gesundheit wieder schenkt, mit meinen Töchtern zu mir nehmen,“ erwiderte Nunziata. „Was Malia anbetrifft, so lassen Sie sie doch; sie ist nicht dumm und wird sich allein aus der Patsche helfen.“

\* Befana, aus dem griechischen epiphania entstanden, bedeutet im Volksaberglauben eine schwarze, gespenstige Frau, die zum Schornstein hereinfährt, die unartigen Kinder schreckt und den artigen Geschenke bringt.

„Ach, nein, allein lasse ich sie nie,“ protestierte Bettina; „Sie wissen ja, die Welt ist so boshaft!“

Aber im Grunde war die wahre Ursache folgende: bei den kleinen Soupers nach dem Theater war sie stets dabei, und oft hatte sie sich ein kaltes Huhn in die Tasche gesteckt, während ihre Tochter die ganze Aufmerksamkeit ihrer Verehrer auf sich zu lenken wußte, die ihr um ihrer schönen Augen willen den Hof machten.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. In den letzten Tagen des Jahres war Chiarinella unerkennbar geworden. Sie klagte die ganze Nacht, weinte allein und steckte den Kopf in das Loch, das sie im Kopfkissen gemacht hatte. Am Dreikönigstage kam Nunziata, um nach ihr zu sehen, und die Thränen traten ihr in die Augen. Sie lächelte ihr zu, die Ärmste, und zeigte ihr, ohne etwas zu sagen, die Orange, die sie aufbewahrt und unter der Bettdecke auf ihrem Herzen versteckt hatte.

„Höre,“ sagte Nunziata zu ihr, „ich komme, um Dir Gesellschaft zu leisten; ich habe Dich sehr lieb. Weißt Du, was heute für ein Fest ist? Heut ist Dreikönigstag. Heut in der Nacht kommt die Befana, die die artigen Kinder besucht. Du mußt an das Kopfsende Deines Bettes einen Strumpf hängen. Wenn das Kind artig ist, legt die Befana ein kleines Geschenk hinein; ist es aber schlecht, so giebt es nur Kohle. Höre,“ fuhr sie fort, „ich gehe jetzt und werde die Christinella schicken.“

Kurz darauf kam Nunzias Tochter, ein Kind von fünf Jahren, mit lustigem Lachen herein. Sie hielt in den Armen eine Holzpuppe, der sie ihre Schürze umgebunden und eine kleine, gestickte Haube aufgesetzt hatte.

„Sieh nur, wie hübsch sie ist,“ und setzte sich auf das Bett, „gib ihr einen Kuß!“

Damit hielt sie ihr die Puppe an den Mund und Chiarinella küßte sie.

„Sie heißt Angelica,“ sagte Christinella, „und ist meine Tochter.“

Sie umschlang sie mit ihren Armen, fing an, sie zu wiegen und sang ihr ein Schlummertied vor. Dann legte sie sie plötzlich auf die Bettdecke und fragte: „Aber was hast Du denn? Bist Du krank?“

„Ja!“  
„Das hat nichts zu sagen, nichts zu sagen,“ behauptete sie ernsthaft, wie sie es manchmal von ihrer Mama gehört hatte, „einmal ordentlich schwitzen und Alles ist vorbei.“

Als ihre Freundin nichts sagte, langweilte sich Christinella. Sie öffnete ihren kleinen, rofigen Mund, gähnte lange Zeit und rechte sich auf dem Bette in der Sonne.

„Kannst Du in die Sonne sehen?“

„Nein!“

„Aber ich, sieh nur!“

Damit richtete sie ihre Augen, die sich bald mit Thränen füllten, auf die Sonnentugel. Nachdem sie sich dieselben getrocknet, nahm sie ihre Puppe wieder und erhob sich.

„Ich gehe,“ sagte sie; „ich muß dem Fräulein ihr Bett machen. Ach,“ rief sie, die Puppe umarmend, „wie schön Du bist. Komm mit Deiner Mutter mit!“

Chiarinella blieb allein. Nach kurzer Pause erhob sie sich, wühlte in einem Winkel herum und fand dort, was sie suchte. Dann schleppte sie sich mit einer Anstrengung, die ihr beinahe Thränen entlockte, zu ihrem Bett und befestigte am Kopfsende desselben einen kleinen, ganz durchlöcheren Strumpf.

Bettina erschien den ganzen Tag über nur zweimal im Hause und ging dann von Neuem aus, um Malia zu begleiten, die in „Orpheus in der Unterwelt“ die Rolle der Venus spielte.

In der Nacht hörte die Kleine im Halbschlummer eine Männerstimme auf der Treppe, der die Stimme Malias antwortete: „Adieu! Auf Wiedersehen! Besten Dank!“

Die Nacht des Dreikönigstages war kalt, aber klar und besirnt. Ein tiefes Schweigen herrschte in der schmalen, engeren Straße, ein noch größeres Schweigen in dem Zimmer, als Malia und Bettina

ihre müden Augen zum Schlummer schlossen. Der eine der rosa Strümpfe der Tänzerin hing am Kopfsende ihres Bettes. Sie selbst hatte lächelnd einen kleinen goldenen Ring und ein paar Strumpfbänder aus parfümirter Seide hineinfallen lassen. Sie war ihre eigene Befana gewesen, denn sie wußte, daß die Befana ihr ihren Strumpf doch leer lassen würde. Die Häuser der Armen betritt sie nicht.

Chiarinella schlief und träumte von der Puppe ihrer kleinen Freundin.

Am nächsten Morgen erhob sich Malia früher als gewöhnlich. In der ganzen Nacht hatten der Ring und die Strumpfbänder ihr ins Ohr getuschelt. Sie näherte sich dem Fenster und fing an, die hübschen Geschenke zu bewundern, indem sie den Ring, der herrlich leuchtete, mit ihrem Schürzzipfel rieb.

„Sehr schön! sehr schön!“ sagte Frau Bettina und blickte ihrer Tochter über die Schulter.

Chiarinella streckte die Hand aus, machte den kleinen Strumpf los und sah hinein; ihr kleines Herz schlug stärker; doch in dem Strumpf befand sich nichts.

Malia machte sich trällernd an ihre Toilette; leichte Schauer ließen ihre schönen, weißen Schultern erzittern. Die Weißblechschüssel füllte sich mit schneeigem Schaum und die Flocken spritzten umher. Die Sonne war noch nicht in das Zimmer gedrungen, doch durch die Scheiben erschien der blaue Himmel von durchsichtigem Azur, über den die Befana in der Nacht mit ihrem Pfauenfederwedel hin- und hergefahren war.

Der kleine, durchlöcherne Strumpf war auf die Decke des ärmlichen Lagers gesunken, und neben ihm lagen die beiden blutleeren Hände, während zwei große Thränen langsam Chiarinellas Wangen herabrollten.



## Die Nihilistin.

Roman von Souja Kowalewka.

Aus dem Russischen übersetzt von Louise Klack-Tollhausemann.

(Fortsetzung.)

VI

Es war Ende April. Der Frühling kam in diesem Jahre plötzlich.

Nachdem die Flüsse eisfrei geworden und der Schnee geschmolzen, hielt die Kälte noch lange an; Alles entsfaltete sich langsam, träge, wie unwillig — einen Schritt nach vorwärts, zwei zurück. Es war, als hätte man jedes Gräschen, jedes Pflänzchen inständigst bitten und überreden müssen, es möge sich entschließen, den Winterschlaf abzuschütteln und die zarte Spitze des frierenden Blättchens aus der Erde hervorzustrecken. Einen rechten Frühlingseifer konnte man nicht bemerken. Plötzlich kam über Nacht ein leiser, warmer Regen, und von da an waltete ein Zauber. Wie aus Eimern schütteten sich die kleinen, duftenden Tropfen eines Frühlingregens auf die Erde. Alles erwachte im Wunsche, zu leben. Ein Jedes beeilte sich, vorwärts zu dringen, das Andere stoßend und drückend, als fürchtete es, die Frist zu veräumen. Keines wollte nachgeben, Jedes sein Recht auf Existenz behaupten.

Am nächsten Morgen erwachten die Einwohner von Vorki und staunten. Was ist da Alles in einer einzigen Nacht geschehen! Weder Garten noch Felder und Wälder sind zu erkennen. Gestern Abend war all das schwarz und kahl; jetzt hat es sich in das zarte Grün des kommenden Sommers verwandelt. Und die Luft ist anders als gestern, und es athmet sich so ganz anders. Jetzt ist gerade der Höhepunkt des eiligen, ruhelosen Frühlingstriebers. Die Birken haben sich schon mit zarten Blättchen, durchsichtig wie Spigen bekleidet. Große aufquellende Pappelnknospen werfen ihre klebrigen, harzigen Hüllen zur Erde, die Luft mit einem würzigen, heraufschwebenden Aroma füllend. Der gelbe duftende Blütenstaub der Erle- und Haselnußblätchen fliegt mit den weißen Blumenblättchen der Ahlfirschen und Weichseln überall herum. Auf den Tannen sprossen große, helle Schößlinge, die kerzengerade stehen und die unter den alten, vorjährigen Nadeln ein seltsames Aussehen haben. Die Tische allein steht noch kahl und düster, als

bähte sie noch garnicht an den Frühling. Vom Süden fliegen jeden Tag neue Gäste zu. Schon vor einer Woche zeichnete sich am Himmel der erste, schwarze, dreieckige Kranichzug ab. Der Specht schlägt im hohlen Stamm der alten Buche. Die Schwalben flattern unter dem Balkondach umher, ihre alten Nester suchend, und führen einen heißen Kampf mit den Sperlingen, die von dem ehemaligen Eigenthum jener schon im Laufe des Winters Besitz ergriffen haben. Aus der Erde steigen warme Dünste auf. Man glaubt zu spüren, wie sich dort unten im Schooß der Erde eine seltsame, geheimnißvolle Arbeit vollzieht. Man kann keinen Schritt machen, ohne auf den Keim eines neuen, jungen Lebens zu treten — eines Pilzes, Grasshalmchens oder Insektes. Im Bach giebt es lebhaftes Liebesgeständnisse. Jeder Sumpf wimmelt von Milliarden der verschiedensten wunderlichen Daseinsformen; und Alles das bewegt sich, Alles das ist von dem Bewußtsein der Wichtigkeit seines eigenen Ich durchdrungen.

\* \* \*

Im ehemaligen Klassenzimmer des Baranzowischen Hauses sitzt, über den Schreibtisch gebeugt, ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, schlank und groß, mit einem feinen, wie gemeißelten Profil mit sinnenden, blauen Augen, die von schwarzen Wimpern eingerahmt sind. Vor ihr auf dem Tische liegt ein offenes Buch, ein Bändchen von Dobroljubow, aber man sieht, daß es ihr schwer wird, die Gedanken auf das, was sie liest, zu konzentriren. Sie erhebt jeden Augenblick den Kopf, lehnt sich in den Stuhl zurück, ihre Hände spielen mit dem Papiermesser aus Bein und in den Augen zeigt sich der erwartungsvolle, gespannte Ausdruck, als horche sie, ob Jemand komme.

Es war schwer, in dieser jungen Schönheit die ehemalige, gebräunte, magere, halberwachsene Wjera wieder zu erkennen. Seit der denkwürdigen Auseinandersetzung mit Wasilzew waren drei Jahre vergangen. Neugierlich verstrichen diese Jahre still, ohne Ereignisse und Erschütterungen, aber für Wjera waren sie reich an innerem Inhalt. Die Freundschaft zu Wasilzew wuchs und befestigte sich, dafür aber löste sich Wjera von ihren Hausgenossen gänzlich los. Den Schwestern wurde es langweilig, sie mit dem Nachbar zu necken, und sie machten das Kreuz über sie. Da Wjera Wasilzew schon als kleines Mädchen näher getreten war, hielten es die Eltern in gewohnter Sorglosigkeit für unnötig, das jetzt zu hindern, da sie ein erwachsenes Fräulein war.

In der letzten Zeit aber fielen die „Aktien“ Wasilzew in den Augen der benachbarten Gutsbesitzer tief. Man sagte ihm einige sehr wichtige Vergehen nach. Erstens gab er seinen Bauern allen Grund, den sie vorher zinspflichtig besaßen, ohne Lösegeld frei, und dadurch brachte er nicht nur seiner eigenen Tasche einen empfindlichen Schaden, sondern gab auch allen anderen Bezirken ein böses Beispiel; zweitens argwöhnte man, daß er sich in fremde Angelegenheiten einmische, fremden Bauern ungebundene Rathschläge gebe und manche listig erfundene Kombination zerstückt habe, die bald von diesem, bald von jenem Gutsbesitzer bei der Theilung mit den ehemaligen Leibeigenen ausgeklügelt wurde.

Wiewohl man Wasilzew nichts Gesehndriges bestimmt nachweisen konnte, waren doch Alle im Allgemeinen darin derselben Meinung, daß er sich gar nicht so betrage, wie es sich in seiner Lage gezieme, und allem Anscheine nach völlig vergesse, daß die Verbannung auf das eigene Gut zu besonderer Vorsicht verpflichte.

Einer der Bekannten hat es schon versucht, ihm den Wink zu geben, daß auch bereits der Gouverneur seine Zähne nach ihm zu stetschen beginne, allein er beachtete es garnicht.

Während die Gutsbesitzer mit Wasilzew schmollten, liebten ihn die Bauern grenzenlos und konnten nicht aufhören, sich seiner Anwesenheit zu freuen. Die erste Zeit verhielten sie sich in Wahrheit scheu und wollten garnicht an die Rückerstattung der Grundstücke ohne Lösegeld glauben. Sodann waren sie der Meinung, daß er ein Dummkopf sei. Sie überzeugten sich allmählig, daß man sein Vorgehen nicht

mit Dummheit erklären könne. Sie sahen, daß man jedesmal, wenn man sich mit einem Antiegen an ihn wandte, entweder Hilfe oder einen vernünftigen Rath erhielt. Seither konnte er die Bauern nicht los werden. Gab es irgend eine gerichtliche Petition zu schreiben, so zogen sie schaarweise zu ihm.

In der freien Zeit beschäftigten sich Wjera und Wasilzew mit Lektüre und führten mit einander Gespräche; ihre Unterredungen waren endlos, zuweilen betrafen sie abstrakte Fragen ohne persönliche Interessen.

Wie vor drei Jahren sprachen sie auch jetzt von den zeitgenössischen Märtyrern; Wjera ist wie früher, nein, hundertmal stärker als früher von dem Entschlusse erfüllt, in deren Fußstapfen zu treten.

Aber die Märtyrerkrone winkt ihr nur im Nebel ferner Zukunft; jetzt ist ihr Leben vorläufig herrlich, schön und wird mit jedem Tage inhaltsreicher und schöner.

Wlos die letzten Tage waren ein wenig langweilig, trübe. Wasilzew mußte in Angelegenheiten der Bauern verreisen; er war zwei Wochen abwesend. Es ist entsetzlich, wie die Zeit schleicht, wenn keine Hoffnung vorhanden ist, am Abend sich mit dem Freund auszusprechen. Man hat zu nichts Lust, nichts geht einem von statten. Aber, Gott sei Dank, diese Tage gehen zu Ende! Heute Nachmittag kam der Junge vom Nachbargut gelaufen und meldete, daß der Herr zurückgekehrt sei und bei ihnen den Thee nehmen werde. „Er wird bald hier sein!“

Ein so mächtiger Ausbruch unbändiger Freude erfaßte Wjera, daß sie nicht auf einer Stelle sitzen bleiben konnte; sie warf das Buch weg und ging ans Fenster. Schräge Strahlen der untergehenden Sonne übergossen sie mit einer flammenden Röhre und zwangen sie, die Augen rasch zu schließen.

„Wie schön es draußen ist! Noch niemals, scheint es mir, war der Frühling so entzückend, so wundervoll! Und wie Alles wächst! Es ist eine Pracht! Heute Morgens war der Hügel noch völlig kahl, und jetzt könnte man ganze Hände voll Primeln und Schneeglöckchen pflücken. Als ob sie so, schon blühend, aus der Erde hervorgekommen wären! In den Märchen erzählt man von einem wackeren Jungen, der ein so scharfes Auge hatte, daß er sah, wie das Gras wächst. Ja, im Frühling ist das kein Wunder! Wenn ich nur ein schärferes Auge hätte, könnte ich es auch. . . Was ist das? Im Walde hat der Stukul gerufen, der erste in diesem Jahr. . . O, Gott! welche Herrlichkeit! Es ist so schön, daß Einem beinahe das Herz wehe thut und man weinen möchte!“

Als Wasilzew endlich eintrat, stürzte Wjera ihm so stürmisch entgegen, daß er seine gewohnte Selbstbeherrschung verlor.

Er faßt sie an beiden Händen und blickt sie zärtlich und entzückt an. „Was ist mit Ihnen vorgegangen, Wjera? Ich habe Sie auf den ersten Blick garnicht erkannt! Zwei Wochen vorher lieb ich Sie noch als kleines Mädchen und ich finde. . .“ Er sprach nicht zu Ende, aber sein Blick sagte das Unausgesprochene. Wjeras Wangen bedeckten sich mit einem hellen Roth und unwillkürlich schlug sie die Augen nieder. Ihr ist in seiner Nähe so wohl, so freudig zu Ruthe. Diese zwei Wochen haben wirklich eine Veränderung hervorgebracht. In seiner Gegenwart waren ihre Hände früher nie so kalt, ihre Wangen nie so glühend.

Sie begann mechanisch die Bücher auf dem Tisch zu ordnen, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Nein, Wjera, heute werden wir nicht lesen.“ Er ließ sich auf den Stuhl neben dem geöffneten Fenster nieder und brannte eine Zigarette an. Wjera setzte sich daneben; ihr Herz schlug schnell, schnell wie ein flatterndes Vögelchen.

Draußen dunkelte es schon. Der hohe Himmel oben war dunkelblau, gegen Westen hin erhellte er sich allmählig und der Horizont war dort von lichten, bernsteinfarbenen Streifen umrandet. Die Frösche im Bache stimmten einen munteren Chor an. In den Zimmerecken und an der Decke vernahm man das leise Schwirren der ersten Mücken, das sich in einen langen, verklingenden Ton verlor. Ein Käfer flog schwerfällig beim Fenster vorbei, die Luft mit seinem Wabgesurr erfüllend.

Im Gebüsch, das die Klüfte vom Garten trennte, schimmerte etwas Helles. Eine Frauengestalt mit einem Tuch auf dem Kopf blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und sah sich nach allen Seiten um, ob ihr nicht Jemand folgte; dann ging sie schnell auf das Wäldchen zu. Nach einer kurzen Zeit hörte man von dort her das zärtliche Geflüster eines Mannes und leises, glückliches Lachen. Aus dem fernen Meierhof erklangen die klagenen Töne des Striten, des ländlichen Virtuosen auf dem Rohrpfifehen.

„Erzählen Sie mir von der Bauernangelegenheit. Ich habe heute so viel davon gehört,“ sagte Wjera plötzlich, aber sie zwingt sich offenbar zu sprechen; die Stimme klingt unnatürlich.

Wasilzew fährt wie aus dem Schlafe auf.

„Ja, ich begreife, daß man mich beschuldigt,“ sagte er, die Hand über die Stirn führend. „Aber ich zweifle nicht daran, daß ich die gesellschaftliche Meinung zu Gunsten dieser unglücklichen Bauern umstimmen werde. Das Alles will ich Ihnen ausführlich erzählen, Wjera, aber später. Jetzt kann ich nicht! . . .“

Wieder einige Minuten Schweigen, nur die Mücken schwirren und der Hirt klagt wehmüthig auf der Pfeife.

„Wjera, erinnern Sie sich unseres Gesprächs . . . vor drei Jahren? Ich war damals so sicher, daß dies niemals geschehen wird . . . und nun . . . Wjera, sagen Sie, komme ich Ihnen sehr alt vor?“

Diese letzten Worte flüstert er mit kaum vernehmbarer, zitternder Stimme. Wjera will etwas erwidern, aber die Stimme versagt ihr.

Gott weiß, wie es kam, daß ihre Hand sich in der Wasilzew's befindet. Bei dieser Berührung stockt Beiden der Athem. Die Worte bleiben ihnen auf den Lippen, sie stehen regungslos.

„Stepan Michailowitsch! Wjera!“ vernimmt man Lisas Stimme im Korridor.

Wasilzew springt schnell auf. „Auf Morgen, Wjera!“ sagte er, steigt durch das niedere Fenster in den Garten und verschwindet in der Dunkelheit.

Eine aufregende, duftende Frühlingsnacht, voll geheimen Zaubers und banger Dämmerns schwebt am Himmel. Die Lichter im Dorfe sind erloschen. Allmählig wird es still und stiller. Die Hirtenpfeife ist längst verstummt. Die Frösche haben sich beruhigt, auch die Mücken sind ruhig geworden. Von Zeit zu Zeit vernimmt man ein seltsames Klatschen in den Gebüsch, plätschert etwas im Bach oder bringt ein Windstoß vom entlegenen Dorf das klagenende Geheul eines Kettenhundes, den die Einsamkeit dieser herrlichen, aufregenden Nacht beengt.

Wjera kann nicht schlafen. Ihr ist es heute schwül in dem großen, kühlen Schlafzimmer, welches sie, von den Schwestern getrennt, jetzt allein bewohnt. Sie verläßt das Bett, öffnet das Fenster und legt die glühenden Wangen an die kalten Scheiben. Aber das erfrischt sie nicht; das Gesicht brennt ihr wie früher und eine süße, ermattende Beklemmung im Herzen, eine unbestimmte, überaus glückselige Erregung bemächtigt sich ihres ganzes Wesens.

Wie still es ringsumher ist! Das Wäldchen scheint jetzt groß und tief; die Bäume stehen so groß und dunkel, gerade, als ob sie zusammengedrückt wären, über etwas zu berathen, ein seltsames, wichtiges Geheimniß zu verbergen. Mitten in der nächtlichen Stille vernimmt man plötzlich ein leise rasselndes Geräusch; das ist die Post-Troika, die sich auf der breiten Landstraße forsbewegt. Die Luft ist so rein, so durchsichtig, daß man das Glockengeläut schon von Weitem — ungefähr fünf Werst — hört; für einige Minuten verstummt es, offenbar ist die Troika jetzt hinter dem kleinen Berg; bald aber vernimmt man sie deutlich, immer näher und näher; sie scheint schnell zu fahren, in vollem Galopp; jetzt hört man auch das Knallen der Peitsche, die Stimme des Kutschers und das Getrappel der Pferde.

Aber nun entfernt sich wieder das Geräusch. Seltsam! als hätte man es erstickt; wahrscheinlich ist die Troika irgendwo in der Nähe stehen geblieben.

Wahrhaftig, merkwürdig, wie die Postknoten in der Nacht aufregen! Man weiß ja doch, daß man nichts Interessantes erwartet. Das Wahrscheinlichste

ist: Der Friedensrichter ist angekommen oder der Kreisrichter überrumpelt das Dorf, um einen Feldschaden zu untersuchen.

Und doch, so wie man diesen zarten Silberklang auf der breiten Landstraße vernimmt, pocht auch schon das Herz stärker, und es sehnt sich irgend wohin, in die Ferne nach unbekanntem Ländern.

„Gott, wie schön das Leben ist!“

Wjera faltet unbewußt, mit mechanischer Bewegung die Hände wie zum Gebet, Wasilzew nennt sich einen Materialisten und Wjera ist auch mit allen neuen Theorien vertraut und meint im Ernst, daß sie nun garnicht mehr an Gott glaubt. Aber nichtsdestoweniger ist ihre Seele in diesem Augenblick von einer leidenschaftlichen, grenzenlosen Dankbarkeit für Jemanden voll, der ihr das Glück geschenkt, und nach der alten, kindlichen unverilgbaren Gewohnheit wendet sie sich mit einem heißen Gebet an Gott, dessen Existenz sie nicht anerkennt.

„O Gott! Ich weiß, daß es auf der Welt viel Leid giebt, viel Ungerechtigkeit, viel Noth! Ich will den Menschen dienen, ich bin bereit, das Leben für sie hinzugeben! Aber später, später! O Gott! Jetzt sehne ich mich . . . ich sehne mich so qualvoll nach Glück!“

Für eine kurze Zeit findet Wjera in einem unruhigen Schlummer Vergessen.

„Bis morgen! . . .“ dieser Gedanke streift plötzlich wie ein heller Strahl ihr Bewußtsein und wieder beginnt für sie der matte, süße Schauer, das heiße, glückselige Fieber.

Die Morgenröthe stand schon am Himmel. Die Hähne hatten schon gekräht, die Sperlinge zwitscherten lärmend und geschäftig unter dem Fenster. Wjera wirft sich noch immer mit glühendem Gesicht und kalten Händen im Bett herum. Erst nach Sonnenaufgang verfällt sie in einen festen, bleiernen Schlaf. Sie schlief aber auch lange.

Es war spät, bald Mittag, als sich ihrer von Neuem das unklare Bewußtsein von etwas seltsam Glücklichem, das sich gestern zugetragen hat, bemächtigte. Wie schön ist es, nach einer großen, un erhofften Freude am nächsten Tag zu erwachen! Wjera liegt im Bett und reckt und streckt sich.

„Aber was thue ich eigentlich!“ fuhr es ihr durch den Kopf. Sie sprang auf und begann sich rasch anzukleiden, sah auf die Uhr, fand, daß es schon zu spät war und dachte, die Lektion sei ohnehin verloren, es sei nicht der Mühe werth, sich zu beeilen. Dies bedenkend, legte sie sich wieder ins Bett und schloß die Augen, ihrem künftigen, nahen Glück still zulächelnd.

Das Stubenmädchen kam leise auftretend ins Zimmer und sah behutsam nach, ob das Fräulein noch schlafe.

„Anisja, Mütterchen, warum hast Du mich nicht früher geweckt?“ begrüßte Wjera sie fröhlich.

„Ich war bereits fünfmal hier, Fräulein; ja, Sie schliefen so süß; es that mir leid, Sie zu stören!“

„Was für ein sonderbares Gesicht sie heute hat!“ dachte Wjera.

„Und, Fräulein, ein Unglück ist hier geschehen!“ sagte plötzlich Anisja mit jener eigenartigen, aufgeregten Stimme, mit der Dienboten stets wichtige Nachrichten, welcher Art immer sie sein mögen, mittheilen.

„Was giebt's?“ schrie Wjera, im Bett aufspringend; sie weiß noch nicht, um was es sich handelt, aber ihr Herz ahnt schon Unheil.

„Den Nachbar hat heute Nacht die Polizei überfallen!“ meldete Anisja.

## VII.

Wie ein Donner lief die entsetzliche Kunde durch das Haus: Heute Nachts hat abermals ein Postkarren mit einem Gendarmenoberst und zwei Schutzeugeln niederen Ranges vor der Treppe des Wasilzew'schen Landhauses gehalten. Der Oberst zeigte Wasilzew ein mit Staatsstempel und -Siegel versehenes Schriftstück vor. Darin stand, daß der Edelmann Stepan Michailowitsch Wasilzew — eine der Ruhe des Landes höchst gefährliche Persönlichkeit sei. Deshalb schlägt ihm der Gouverneur auf Grund der ihm „von oben“ verliehenen Vollmacht vor, seinen gegenwärtigen

Wohnsitz mit der herrlichen, allerdings etwas entfernteren Stadt Wjatka zu vertauschen.

Drei Tage und drei Nächte werden ihm zur Ordnung seiner Angelegenheiten gewährt. Nach Ablauf dieser Frist ist er nach dem Befehl an den bestimmten Ort zu befördern.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf die ganze Familie Baranzow hervorrief. Am meisten erschrak der Graf. Er besaß die in Rußland nicht gerade seltene Eigenschaft, bei geschlossenen Thüren den Liberalen zu spielen und sich auf Rechnung der Regierung die Zunge zu wegen; allein es brauchte bloß ein blauer Kragen am Horizont aufzutauhen, so schrumpfte er alsbald zusammen und gab sich als friedlichsten, ergebensten Diener des Reiches.

Zu vorliegenden Fall machte er sich daher, feige, wie er war, die heftigsten Vorwürfe: Wie hat er eine solche Annäherung zwischen seiner Tochter und dem Freidenker zulassen können? Wo hat er seine Augen gehabt?

Wasilzew, gestern noch ein ehrenhafter, wohlhabender Gutsbesitzer, eine gute Partie, hat sich heute mit einem Male in einen obdachlosen Vagabunden, in einen Menschen verwandelt, mit dem bekannt zu sein nicht ungefährlich ist. Von einer Ehe zwischen ihm und Wjera kann jetzt selbstverständlich nicht mehr die Rede sein und das Mädchen ist nun für immer kompromittirt.

Wie es so oft in allen Schwierigkeiten des Lebens zu geschehen pflegt, beehrte sich auch jetzt der Graf, das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit durch Vorwürfe für Andere zu erlösen.

„Siehst Du, Madame, Du verstehst nur, Dich mit Deinen Nerven zu beschäftigen, und auf die Tochter konntest Du nicht Acht geben!“ hielt er der Frau vor.

Die Gräfin selbst sah genau, welche Schmach dieser Vorfall auf ihre Familie werfen wird, und sie hatte schon jetzt den Borgehmad von der Sülze der harmlosen Fragen und Beileidsbezeugungen, mit denen die Damen aus dem Gouvernement sie bei der ersten Versammlung in der Stadt überhäufen würden.

Im ganzen Hause herrschte jene eigenartige, instinktive Panik, die der Anblick einer blauen Uniform in Rußland hervorzurufen im Stande ist.

Alle waren in Erwartung eines unvermeidlichen Unglücks.

„Die Polizei! Die Polizei kommt zu uns!“ Mit dieser Meldung kam einmal das Mädchen Jenja schreiend gelaufen, als sie auf der Landstraße die Postkloche hörte. Bei dieser entsetzlichen Nachricht verloren Alle geradezu den Kopf. Die Gräfin lief in ihr Schlafzimmer und legte sich ins Bett, als den am wenigsten gefährlichen Zufluchtsort. Der Graf stürzte in Wjeras Zimmer, packte mit beiden Händen ohne Wahl alle Bücher und Schriften, die ihm unterliefen, und warf sie persönlich in den Ofen, in dem zum Unglück grade Feuer brannte. Die Dienerschaft lief auseinander. Es zeigte sich jedoch, daß der Aufruhr umsonst war: ein Steuerbeamter war bloß vorbeigefahren. Indessen konnte sich lange Keiner von der durchgemachten Aufregung erholen.

(Fortsetzung folgt.)

## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Rechtsbruders von Friedrich Kiebel.

### Erstes Kapitel.

Wie wir Dichter und Gesellen wurden.

Uns war der Meister fortgelaufen. Fürchterliche Erregung herrschte im ganze Hause. Die Leute tuschelten einander seltsame Dinge zu, und die alte Marktendensfrau, die in einer eigens für sie hergerichteten Abtheilung unseres Bretterschuppens hauste, behauptete voll heiliger Ueberzeugung, der Teufel habe ihn geholt. Mutter Politische glaubte nicht nur an den Teufel, sondern sie wußte mit voller Bestimmtheit, daß das höllische Scheusal sehr oft durch den Schlund eines feuer-speienden Berges aus der gräßlichen Tiefe empor-

steige, um seine Anhänger bei lebendigem Leibe abzuholen; sie habe in ihrem langen Leben schon zahlreiche solcher Fälle miterlebt. Ein heftiger Gegner ihrer Hüllengläubigkeit war der in unserem Hofe ansässige Schneidermeister; diesmal aber stimmte er der Mutter Politische mit ehrlichem Herzen bei, indem er gleichfalls sagte, unseren Meister habe der Teufel geholt. Er meinte allerdings den Schuldeuteufel.

Droben am Fenster des Wohnzimmers sah Cassia, die allmächtige Köchin, bedeckte ihr hübsches Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Die Keruste! sie hatte alle Ursache, sich dem Jammer und der Trauer hinzugeben. War sie doch die Gebieterin ihres hohen Gebieters gewesen; hatte sie doch eine unbeschränkte, tyrannische Herrschaft geübt über sein Herz, über das gesammte Hauswesen und über uns armselige Stifte, die wir Pagen-, Wasserträger- und Küchenjungendienste bei ihr zu verrichten hatten. Nun war die ganze Herrlichkeit vergangen, und unerfüllt blieb das lieblichste ihrer Traumbilder, indem sie sich als Frau Meisterin mit ihm vom Standesamt kommen sah. Alles war vorbei; verlassen und hüßlos, wie eine machtlos gewordene Königin, sah sie nun da mit rothgeweinten Augen . . . ihre Krone war zerschellt. . .

Ach, und die Schmach — die furchtbare, seelenermarternde Schmach! Sie wußte, daß die Leute nun mit Fingern auf sie zeigen würden, sollte doch bald die Stunde schlagen, in der sie Mutter wurde.

„Ich geh in die Loge!“ hatte er ihr am Sonntag Morgen gesagt, dann war er fortgegangen und nicht wiedergekehrt. Das war nun schon acht Tage her. In den ersten Tagen hatte sie geglaubt, er habe in seiner Eigenschaft als Freimaurer von der Loge irgend einen geheimen Reiseauftrag erhalten; einige Logenbrüder aber hatten ihr bestimmt versichert, daß dieser Glaube falsch sei. Als sie bald darauf die Entdeckung machte, daß er Alles mitgenommen hatte, was er an Geld und Werthsachen und wichtigen Papieren besaß, war sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß er ins Ausland entflohen sei.

O, daß er davongegangen war, wie der Dieb in der Nacht! Daß er ohne Abschied gegangen war und ohne ein Wort des Trostes zu ihr zu sprechen! Hätte sie das verdient?

In der Werkstatt war Alles außer Rand und Band. Von den fünf Gesellen hatten sich drei empfohlen; nur der lange Lorenz und der polnische Lukas waren zurückgeblieben. Diese Beiden saßen auf ihren Hobelbänken, saßen „Grünwälder“ und fluchten in einem fort auf den verschwundenen Meister. Der lange Lorenz, der gern und mit großem Stolz in den Erinnerungen einer großartigen Vergangenheit schwelgte, gab unter Fluchen zum so und so vielen Male ein Stück seiner reichen Lebensgeschichte zum Besten. Er sei ein großer Kapitalist und Fabrikbesitzer gewesen; er habe sein ganzes Vermögen mit Champagner und Rothwein fortgeschwenmt und sei schließlich betteln gegangen, doch für seine Leute habe er bis zum letzten Augenblicke gesorgt, und er würde sich sein ganzes Leben lang tief in den Nachen hinein schämen, wenn er damals nach dem gewaltigen Krach feige fortgelaufen wäre.

Der polnische Lukas, eine heißblütige Natur und ein Sausbold ersten Ranges, hörte nicht zu, wenn der lange Lorenz erzählte; er beschäftigte sich ausschließlich mit sich selbst, schüttelte den Kopf, knirschte mit den Zähnen und hieb ab und zu in seinen raschen und kurzen Wuthausfällen mit dem Hammer auf die Hobelbank. Diese Anfälle wurden von Tag zu Tag ärger, und am achten oder neunten Tage nach dem Verschwinden des Meisters ward er plötzlich so wüthend, daß er den Hammer ergriff und das kunstvoll zusammengefügte Gestell eines Zimmer-Springbrunnens, das er gebaut hatte, in kleine Stücke zerschlug. „Bakrew, die Bestie,“ schrie er, „krieg ich doch nur bezahlt, soll sich holen Diabls die ganze verfluchtige Arbeit! . . .“

Uns Stifte ließ die ganze Geschichte so ziemlich kalt. Wir saßen versteckt im Ofenwinkel und dichteten nach Herzenslust.

Wahrhaftig, wir dichteten!

Franz reimte eine Art Elegie, in der er seinen Stiefvater einen Geiztragen nannte und ihm die

angenehme Prophezeiung machte, daß er für jeden Nickel Taschengeld, den er ihm, dem poetischen Stiefsohne, auf Erden zu wenig gegeben habe, in jenem Leben ein halbes Jahr lang im Fegfeuer braten müsse.

Johann dagegen, der der realistischen Richtung huldigte, beklagte in Versen, daß heutzutage dem Käselein aus Billigkeitsgründen der Vorzug vor dem Kölner Leim gegeben werde. Ich dagegen dichtete eine Tragödie in fünf Akten, betitelt: „Das vertauschte Kind.“

Und wie war diese Begeisterung über uns gekommen? Durch Zufall waren wir in den Besitz eines Bandes von Schillers Werken gelangt. Ich hatte „Die Räuber“, den „Fiesko“ und die Gedichte gelesen. Mit welcher Gier sog ich damals in stiegender Hast Zeile für Zeile auf! Und wie namenlos glücklich machte mich jenes Buch! Eine ungeahnte Zauberwelt voll strahlender Schönheit erschloß sich mir, und ich war der Glücklichen einer, die in diesem Paradiese lustwandeln durften. An dem Tage, an dem ein Lackirer mir das Buch geliehen, hatte ich kaum den Feierabend erwarten können. Und als er endlich angebrochen, als die Gesellen die Werkstatt verlassen hatten und meine Gefährten zu Bett gegangen waren, da bedeckte ich die Fenster der Werkstatt dicht mit Brettern, damit von außen kein Lichtschimmer gesehen werden konnte, kroch unter die Hobelbank und las — und las. Ich achtete nicht der Stunden, welche die Rathhansuhr verkündete, nicht darauf, daß mir die Glieder vor Kälte erstarrt waren, sondern schwelgte mit unerfättlicher Wollust im Himmelreiche der Kunst, das sich mir zum ersten Male offenbart hatte. Am frühen Morgen klappte ich das Buch zu, entfernte die Bretter von den Fenstern, zündete Feuer im Ofen an und stieg auf das Dach, um den in der Nacht gefallenen Schnee fortzuschaukeln. Dann ging's frischen Muthes an die Hobelbank. . . . Sei, wie lustig flogen die Spähne aus dem Hobel! Bei jedem Stoße flog mir ein Schillerscher Vers durch den Sinn. Wie wunderherrlich strahlte die Februarsonne durch die bestaubten Werkstattfenster. Ein neues Leben pulsrte in mir. . .

Noch von dem naiven Wahne befangen, daß das Schöne, Hohe, Gewaltige bei allen Menschen den gleichen Eindruck hervorrufen müsse, bellamirte ich am nächsten Feierabend meinen beiden Genossen „Die Glocke“ und das Lied „An die Freude“ und las ihnen darauf die in der Vorrede enthaltene Biographie Schillers vor. Die Vorrede machte Eindruck, die Gedichte nicht. Daß es Schiller, der Sohn eines armen Regimentsarztes — nur durch Gedichte und Schauspiele, sonst durch gar nichts — zum berühmten Manne, ja sogar zum Professor gebracht hatte, erschien sonderbar und nachahmenswerth. „Das Dichten kann doch nicht gar so schwer sein!“ meinte Johann.

„Aber die Reime müssen klappen und das ist nicht so leicht!“ warf Franz dazwischen.

Ich für meinen Theil hielt das Dichten auch nicht für allzuschwer und wunderte mich nur, daß so wenig Menschen dem Beispiele Schillers folgten und berühmte Männer wurden.

Wir dichteten also. Der Meister war spurlos verschwunden, unsere Arbeiten hatten wir vollendet — wir konnten dichten vom Morgen bis zum Abend. So lange loderte jedoch das Feuer der Begeisterung nicht. Es wurde durch den langen Lorenz auf heftige Art gedämpft. Schon war Johann mit seinem Opus beinahe fertig, es fehlte ihm nur noch ein Reim auf „Schrantkürfüllung“ — als der lange Lorenz den struppigen Kopf in den Ofenwinkel steckte und uns anschrte: „Vengels, was treibt Ihr für Faren? Heißt lieber ein, es ist kalt in der Bude!“

„Wir haben kein Holz mehr, Herr Lorenz,“ entgegnete Johann als ältester Stift.

„Kein Holz mehr? Verbrennt doch das Springbrunnengestell, und wenn das verbrannt ist, zerhackt Alles, was nur von Holz ist und wenns die Hobelbänke sind. Zum Erfrieren hab ich keine Lust!“

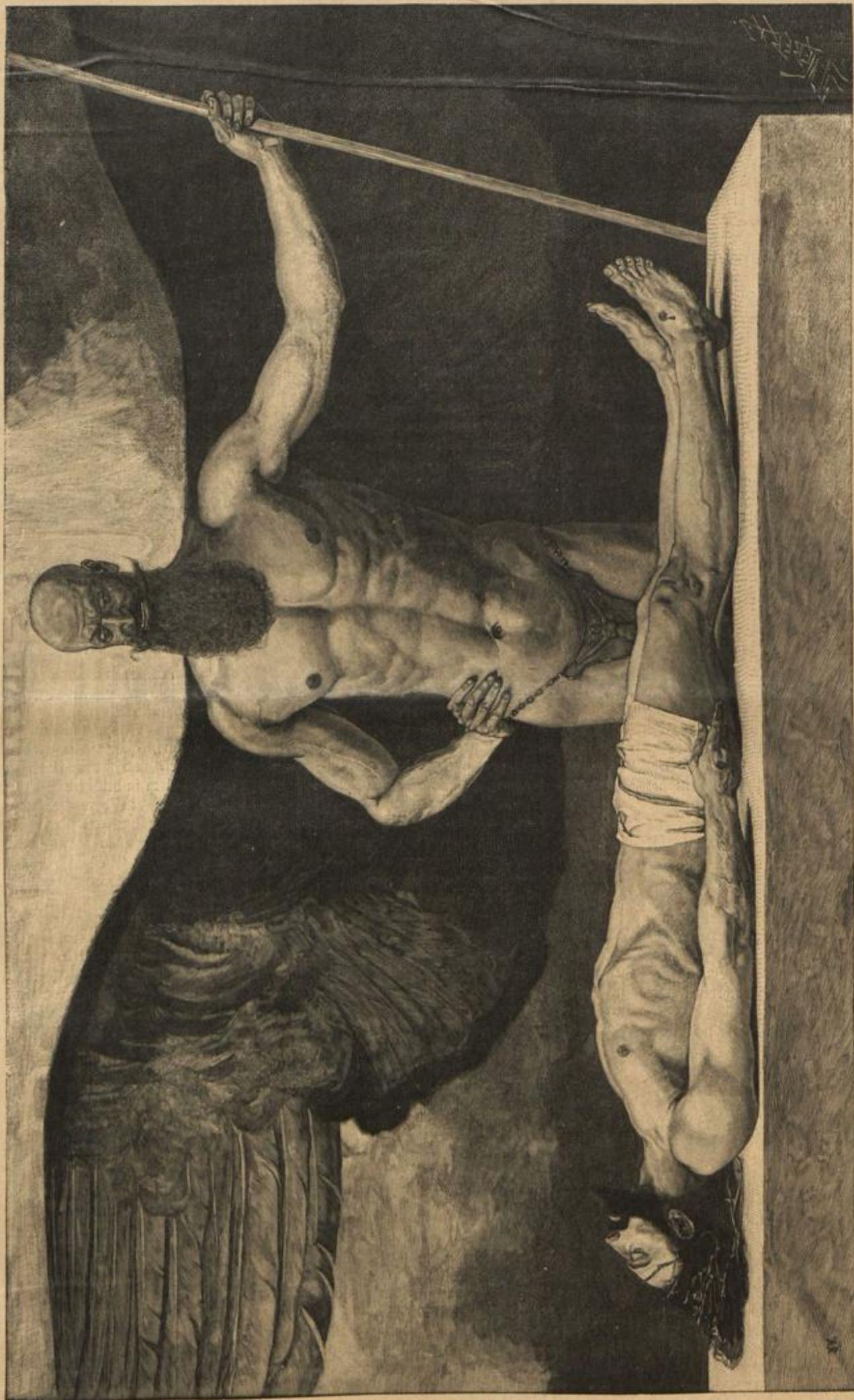
Plötzlich bemerkte er den Bogen Pap'er, auf dem Johann seinen dichterischen Erstling entworfen hatte. Kaltblütig riß ihm der lange Lorenz den

Bogen aus der Hand und sagte: „Das Blatt kann ich zum Einwickeln gebrauchen, ich will mir meine Filzpantoffeln mit nach Hause nehmen.“

In der That wickelte der Unhold die Verse, die

„Sie langer Esel! Sie Grobian! Jetzt laß ich mich von Ihnen nicht mehr schlagen!“ kreischte der unglückliche Dichter, von gerechtem Zorn entflammt, stieß den betrunkenen Altgefellen so heftig,

Pfennig Geld. Von einer instinktiven Ahnung ergriffen, schlich ich in die Kammer und goß hastig ein Quantum aufgelösten Schellack in den Politurspiritus. . . „Den trinkt kein Teufel mehr!“ . . .



Triumph der Finsterniß. Nach einem Karton von Eoscha Schneider.  
Photographieverlag von Max Gertz in Berlin.

ihrem Verfasser zu unsterblichem Ruhm verhelfen konnten, um ein Paar alte Filzpantoffeln. Johann stieß einen Schrei der Entrüstung aus. Der lange Lorenz aber wandte sich ruhig um und verabschiedete ihm ob des respektlosen Seufzers eine berbe Ohrfeige.

daß dieser zur Erde taumelte, und flüchtete zur Thür hinaus. Der polnische Lukas lachte über den Spaß, Lorenz aber schimpfte und tobte und goß den letzten „Grumewälber“ in die Gurgel. „Besorgt Schnaps!“ gröhnte er dann. Keiner von uns hatte noch einen

Meine Ahnung hatte nicht getrogen. Der Pole ging nach einer Weile in die Kammer und kehrte mit der Spiritusflasche zurück, die er gegen die Sonne hielt. Er kostete: „Vrr, is sich Schellack drinn!“ rief er und schüttelte sich.

„Schellack? Wer hat den hineingethan?“ fragte der lange Lorenz erstaunt.

„Hat sich gewiß gethan Meister verfluchtiges!“ entgegnete der Pole.

Lorenz erklärte darauf mit feierlicher Miene, er könne in einer „Bude“, in der der Meister derart mißtrauisch gegen die Gesellen sei, daß er Schellack in den Politurspiritibus mische, keine Stunde länger bleiben. Er packte wirklich seine Siebensachen zusammen und zog ab. Der Pole hingegen meinte, gerade dem Meister zum Trost müsse der Politurspiritibus geoffen werden. Und in der That leerte er im Laufe des Nachmittages die Literflasche neunziggrädigen Kartoffelspiritibus; der herbe, widrig schmeckende Schellack schien ihm den Geschmack nicht im Mindesten zu beeinträchtigen. Dann sank er in die Hockspäne und begann zu schnarchen.

Als Lorenz fort war, fand sich Johann wieder ein. Er sagte, er habe einen Bauern aus seinem Heimathsdorfe getroffen, mit dem er heimwärts fahren werde. Die Sehnsucht nach der Heimath ergriff plötzlich auch Franz und er erklärte, daß er gleichfalls nach Hause reisen wolle. Wir nahmen in herzlichster Weise Abschied und gelobten, uns gegenseitig unsere dichterischen Erzeugnisse zuzusenden.

Am anderen Morgen, als der polnische Lukas seinen fürchterlichen Rausch ausgeschlafen hatte, suchte auch er das Weite. Nun war ich mit Cäcilia allein. Das Dienstmädchen hatte sie als einen überflüssigen Mitesser bereits fortgeschickt.

Die Noth gleicht wie der Tod alle Gegensätze aus. Die Köchin, die bisher uns Lehrlingen gegenüber nur die gestrenge Herrin gespielt hatte, kam zu mir in die Werkstatt, brückte mir krampfhaft die Hand und bat, ich möge sie nicht verlassen.

Gerührt ob solcher Deutlichkeit erwiderte ich feierlich, daß ich entschlossen sei, bis zum letzten Athemzuge bei ihr auszuharren.

„Ich danke Dir! Dich hab ich stets für eine treue Seele gehalten,“ sprach sie, indem sie sich mit der Schürze die Augen trocknete.

In der nächsten Minute kam Cäcilia's Mutter. Die beiden Frauen begaben sich hinauf in die Wohnung, und ich setzte mich nieder, um in ungestörter Ruhe den zweiten Akt meines vertauschten Kindes zu vollenden.

Eine halbe Stunde später trat Cäcilia in die Werkstatt und theilte mir mit, daß sie mit ihrer Mutter aufs Land reisen werde. Da sie die Schlüssel mitnehmen wollte, blieb mir nichts Anderes übrig, als ebenfalls sofort abzureisen.

Seelenvergnügt schnürte ich mein Bündel und sagte dem stillen Hause, welches Cäcilia als letzte Auswanderin hinter uns verschloß, Valet. Ich wanderte nach dem zwei Meilen entfernten Heimathsdorfe zu meiner Mutter. . .

„Junge, Du bist doch nicht etwa dem Meister fortgelaufen?“ rief die liebe Frau, erschrocken über meine Ankunft.

„Nein, Mutter, der Meister ist uns fortgelaufen!“

(Fortsetzung folgt.)



## Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

### IV.

#### Die Fixstern- und Nebelwelt.

Schon eine oberflächliche Betrachtung des gestirnten Himmels mit seinen angeblich unzählbaren Sternen, deren Zahl auf beiden Hemisphären zusammen für das unbewaffnete Auge jedoch nur etwa 5700 beträgt, zeigt, am deutlichsten in mondlosen Nächten, daß zweierlei Sternformen am nächtlichen Himmel erstrahlen.

Die überwiegende Mehrzahl nämlich verändert scheinbar nie ihren Platz und gleicht funkelnden Edelsteinen, welche beständig ein Flimmern und Glitzern, verbunden mit momentanem Farbenwechsel, erkennen lassen; fünf dagegen erstrahlen, ihren Platz fortwährend langsam wechselnd, in ruhigem Glanze,

ohne jegliches Funkeln und Blitzen. Die letzteren sind die uns relativ nahe stehenden, dem unbewaffneten Auge erkennbaren Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn; die ersteren dagegen das zahllose Heer der in ungeheuren Entfernungen den Raum durchziehenden Fixsterne (d. h. feststehende Sterne), unserer Sonne mehr oder minder gleichende Welten.

Dieses auffällige Funkeln und Glitzern der Fixsterne ist nun eine eigenartige Erscheinung und darauf zurückzuführen, daß die aus Niesensfernen zu uns herankommenden zarten Lichtwellen auf dem weiten Wege fortwährend geringe Störungen erfahren, die bedeutendsten schließlich in unserer, in ununterbrochener Bewegung und Veränderung begriffenen Atmosphäre, das Licht daher bald auf Momente scheinbar erlischt, sobald zwei Wellen sich ausgleichen, sich bald verstärkt, bald abgeschwächt; der Farbenwechsel aber ist eine Folge der Lichtbewegung in den Wasserdampfbläschen und stimmenden Eisnadeln der irdischen Lufthülle.

Die Planeten dagegen sind, abweichend von den nahezu unerschöpflich lichtpendenden, für unsere schärfsten Instrumente noch keinen Durchmesser zeigenden Lichtquellen des Weltalls, den Fixsternen, nicht leuchtende Punkte, sondern ähnlich unserem Monde, Scheiben, natürlich erheblich kleinere, welche nicht eigenes, strahlendes Licht entsenden, sondern lediglich abgeschwächtes, mattreflektirtes Sonnenlicht durch das All verbreiten; derartige matte Scheiben können daher als passive Gebilde auch niemals jene Ruhe zeigen, wie die aktiven Kraftmittelpunkte des Weltraumes, die Fixsterne oder Sonnen.

Wenn nun auch schon vereinzelt seit Jahrhunderten, ja, schon im Alterthum die Ansicht ausgesprochen ward, daß unsere Sonne ein in höchster Gluth befindlicher Körper sei, umgeben von glühenden Dämpfen, welcher Licht, Wärme und Kraft ausstrahlt, und daß die Fixsterne dieser unserer Sonne im Wesentlichen gleichen, so ward der tatsächliche Nachweis der Richtigkeit dieser Anschauung doch erst in neuerer Zeit erbracht und zwar durch die bereits im vorigen Artikel besprochene Spektralanalyse.

Natürlich hat diese Anschauung von der Gleichartigkeit nur allgemeine Gültigkeit, und es sind trotz vielfacher Uebereinstimmung doch auch erhebliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Sonnensternen vorhanden.

Nicht allein, daß deren Größe außerordentlich verschieden ist, welche genau festzustellen allerdings noch bei keinem Fixsterne gelungen ist, sondern auch Stärke und Farbe des Lichts erweisen sich als außerordentlich abweichend voneinander.

Die Lichtstärke des Hauptsternes im Sternbilde des Centauren übertrifft z. B. die unserer Sonne  $2\frac{3}{10}$  mal, das Licht des Sirius überstrahlt unser Sonnenlicht sogar 63 mal. Allem Anschein nach gehört unsere Sonne demnach zu den Fixsternen geringerer Leuchtkraft.

Daß trotzdem der Sirius so bedeutend hinter unserer Sonne am Himmel zurücktritt, zeigt, welche Niesensentfernung uns von diesem Weltkörper trennt.

Das Spektroskop hat nun in neuerer Zeit in erster Linie Aufklärung darüber gegeben, daß die sämtlichen Fixsterne in drei Hauptgruppen oder, richtiger gesagt, Formen zerfallen.

Die erste Gruppe enthält die weißen und bläulichen Sterne, also die meisten Sterne erster Größe, z. B. Sirius, Wega, Regulus. Diese Sterne, die jüngsten ihrer Entwicklungsstufe nach, besitzen die größte Leuchtkraft; ihre Gluth ist noch so hochgradig, daß die in ihrer Dunsthülle enthaltenen Metalldämpfe nur eine sehr geringe Absorption der Spektrallinien ausüben, also nur äußerst schwache Absorptionslinien hervorrufen.

Höchst merkwürdig ist bei einem Sterne dieser Gruppe, dem Sirius, die geschichtlich nachgewiesene Aenderung der Farbe, welche nur durch eine großartige Revolution zu erklären ist.

Zu Ptolemaeus Zeiten (150 n. Chr.) war derselbe nämlich feuerroth, wie aus dem Fixsternkatalog des genannten Astronomen unzweifelhaft hervorgeht, heute dagegen besitzt er ein rein weißes Licht.

Später werden wir bei einer anderen Gelegen-

heit nochmals auf diesen eigenartigen Fall zurückkommen.

Die zweite Gruppe, die gelben Sterne, zu denen der Polarstern, Capella, Arcturus und auch unsere Sonne gehört, besitzen bereits, gegen die weißen und blauen Sterne gerechnet, erheblich abgekühlte Gashüllen, daher sie auch kräftige Absorptionsstreifen erzeugen.

Die dritte Gruppe, die rothen Sterne, wie Betelgeuze im Orion, Mira Ceti im Walfisch und die meisten veränderlichen Sterne, deren Lichtstärke in bestimmten oder auch unregelmäßigen Zeiträumen oft großen Schwankungen unterworfen ist, sind schon derart abgekühlt, daß in ihren Atmosphären bereits chemische Verbindungen vorkommen können, die Oberfläche mancher vielleicht schon eine in Rothgluth befindliche erstarre Rinde bildet. Bei diesen hat die Todesstunde der gesammten, doch auch dort vermuthlich vorhandenen Lebewelt, auf den sie umkreisenden kleinen Welten entweder bereits geschlagen oder naht sich mit schnellen Schritten, denn die Licht- und Wärmequelle ist im Verliegen begriffen und die todbringende Kälte des unendlichen Weltraumes bricht von allen Seiten herein.

Die chemische Zusammensetzung dieser Gluthbälle aller drei Gruppen, ermittelt durch die Spektralanalyse, hat sich als ähnlich der unserer Erde erwiesen; sämtliche irdischen Grundstoffe sind auch im Weltraume nachgewiesen. Vor allen machen sich Wasserstoff und Natrium bemerkbar. Nur ganz einzelne Elemente sind durch das Spektrum auf fernem Welten ermittelt, welche bis jetzt auf unserem Planeten noch nicht gefunden wurden.

Wenn es auch wohl selbstverständlich ist, daß die meisten dieser ungezählten Sonnenwelten, welche, soweit sie unseren optischen Instrumenten als Sterne erkennbar sind, und soweit unsere Fernrohre reichen, nach freilich sehr roher Schätzung, etwa an Zahl 100 Millionen betragen, gleich unserer Sonne von einem Heere abhängiger Planeten und Kometen umkreist werden, so wissen wir natürlich aus direkter Anschauung hierüber, wegen der schwindelnden Entfernungen, nichts.

Aber nicht nur Planeten kreisen um Sonnen, sondern auch selbstleuchtende Fixsterne um Fixsterne, die Doppel- und mehrfachen Sterne, wobei letztere garnicht selten in den verschiedensten Farben erglänzen.

Systeme, in denen rothe, grüne, gelbe und blaue Sterne um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, zeigen sich im Teleskope den entzündeten Blicken.

Welch wunderbare Lichteffecte, welche neuen Bedingungen des Lebens müssen auf den dazu gehörenden Planetenschaaren herrschen, wenn am Firmament gleichzeitig in den verschiedensten Farben erglühende Sonnenstrahlen, von denen bald diese, bald jene durch die Rotation vorübergehend verschwindet und dadurch neue Farbentöne sich bilden.

Sterne, welche gleichmäßig oder ungleichmäßig ihre Lichtstärke verändern, sind, wie erwähnt, auch schon mehrfach beobachtet worden; davon einer, der nach dem dänischen Astronomen Tycho de Brahe benannte, welcher am 11. November 1572 plötzlich im Sternbilde der Cassiopeya aufleuchtete, derart hell strahlte, daß er die bisher hellsten Sterne des Himmels an Glanz übertraf, bei Nacht durch die Wolken schimmerte und für ein scharfes Auge selbst am Tage sichtbar war; nach einiger Zeit verblaßte jedoch sein Schimmern mehr und mehr, und verschwand er dem unbewaffneten Auge im März 1574.

Eigenartige Revolutionen, begleitet von den furchtbarsten Folgen für die zugehörnden planetarischen Welten, müssen auf derartigen aufleuchtenden Sternen eingetreten sein. Das Spektrum zeigte stets, daß glühende Wasserstoffmassen bei denselben eine Hauptrolle spielten.

Es würde zu weit führen, jetzt genauer darauf einzugehen, zumal später der Gegenstand, bei der Besprechung der Diluvialablagerungen der Erde, nochmals herangezogen werden muß.

Daß die Entfernungen der Fixsterne voneinander sehr verschieden, jedoch stets ganz ungeheuer sind, ist als bekannt vorauszusetzen. Es mag daher hier nur erwähnt werden, daß der bis jetzt als nächster Stern

bekannte Stern Toliman, im Sternbilde des Centauren auf der südlichen Hemisphäre, 40<sup>7</sup>/<sub>10</sub> Billionen Kilometer, d. h. 275 000 mal weiter als unsere Sonne, von uns entfernt ist.

Wenn man nun bedenkt, daß eine sogenannte Sternweite, d. h. die Entfernung, in welcher der Durchmesser der Erdbahn von circa 40 Millionen Meilen als eine Bogensekunde (gleich  $\frac{1}{1000}$  des scheinbaren Durchmessers der Mondscheibe) erscheint, etwa 200 000 Sonnenweiten à 20 Millionen Meilen entspricht, und nun die größte Tiefe der Milchstraße am Himmel auf 2000 bis 2500 solcher Sternweiten geschätzt wird, eine Entfernung, welche zu durchlaufen das Licht, welches doch bekanntlich in einer Sekunde 300 000 Kilometer durchläuft, etwa 6000 bis 7000 Jahre erfordern würde, so wird man klar darüber werden, daß jede Vorstellung solcher Entfernungen in sich zerfallen muß.

Nach Ansicht aller neueren Astronomen bildet nun die ungeheure Zahl der Sonnen, welche an unserem Firmamente erstrahlen, welche im Bereiche unserer Fernrohre, wie schon erwähnt, auf mindestens 100 Millionen geschätzt werden, im unendlichen Raum eine große Anhäufung, ein System ähnlich unserem, gegen dieses gerechnet natürlich unendlich winzigen Sonnensystems.

Nicht um eine monarchische Zentralsonne, sondern republikanisch um einen gemeinsamen Schwerpunkt, welcher in der Nähe des Siebengestirnes, des Plejaden im Sternbilde des Stiers, etwa bei dem Hauptstern dieser Gruppe, der Alcyone, zu vermuthen ist, wandeln die ungezählten Schaaren ihre einsamen Wege.

Die scheinbar für alle Ewigkeit festgefügte Sternbilder des Himmels sind daher auch nur vergängliche Gebilde, ebenso gut der Auflösung verfallen, wie alles Materielle; langsam verschieben und verwirren sich die leuchtenden Punkte und nur das riesenhafte der Verhältnisse bedingt, daß ein kurzes Menschenleben nicht genügt, irgend welche erhebliche Aenderungen der Gruppierungen erkennbar zu machen. Die scharf beobachtende und messende Astronomie dagegen hat diesen Wechsel längst erkannt.

Für unsere Sonne, welche dem erwähnten gemeinsamen Schwerpunkt relativ ziemlich nahe steht, also eine noch verhältnißmäßig kurze Bahn zu durchlaufen hat, hat die Beobachtung nun eine sehr excentrische Bahn und eine Umlaufzeit von entweder 22<sup>1</sup>/<sub>4</sub> oder 28 Millionen Jahre ergeben; ganz sichere Zahlen waren wegen der mangelhaften Beobachtung und der großen Schwierigkeit des Objectes bis jetzt nicht zu erlangen. — Wie winzig erscheint gegen ein solches Sonnenjahr das Jahr der Erde, das Zeitmaß der Menschheit.

Merkwürdigerweise deutet nun Alles darauf hin, daß die dem Centrum der großen Sternensinsel nahestehenden Sonnen nun nicht, wie unsere Planeten, nahezu in einer Ebene sich bewegen, sondern in den verschiedensten Richtungen den Raum durchheilen, dagegen die Milchstraßenregion, wie aus der Gestalt des ganzen Sternhaufens sich zu ergeben scheint, ähnlich unserem Planeten sich verhält.

Dieser ungeheure Sternhaufen besitzt nun anscheinend annähernd die Gestalt einer Linse oder, durch Häufung der Sonnen in der Richtung der Schneide, die eines Ringes, und sind daher von uns, vom Centrum aus gesehen, in der Richtung der Milchstraße die größten Massenanhäufungen, die Lichtwolken.

Jenseits der Grenzen dieses Rieseringes gähnt der ungeheure Abgrund des eifigen, nahezu stoffleeren Weltraumes, doch aus dämmernder Ferne schimmern die Ufer anderer Welteninseln herüber, die zum Theil von ähnlicher Größe und Gestalt wie diejenigen sind, in der unsere mächtige Sonne und ihre winzigen Anhängel, darunter unsere Erde, voller Hochmuth und Selbstüberschätzung, als Nichts verschwinden.

Wäre es uns vergönnt, einen Blick von dort nach hier zurückzuwerfen, so würde nur ein schimmerndes Nebelwölckchen das Vorhandensein von hundert Millionen von Sonnen verrathen.

In welchem Lichte erscheint bei einem solchen Blick menschliche Eitelkeit, welche sich nicht scheut,

weil ein linkscher Zufall einen Menschen vielleicht das Licht der Welt von Reichthum umgeben oder gar in einem Palaste erblicken ließ, sich, im Widerspruch mit der täglich im Munde geführten christlichen Religion, für etwas Anderes und Höheres zu halten als den armen Menschenbruder, wie unbedeutend das Behängen mit glitzerndem Tand und den himmlischen Sternen nachgebildeten Karrikaturen, oder das Brüsten mit nichtsagenden, oft grundlos verliehenen Titeln — und das Alles auf wie lange?

Von einer Messung oder auch nur genaueren Schätzung der in Frage kommenden Entfernungen kann natürlich keine Rede sein, nur Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen deuten auf Entfernungen, zu deren Durchheilung der Lichtstrahl Hunderttausende, ja viele Millionen von Jahren nöthig hat.

Eine große Anzahl solcher Lichtwolken, welche meistens dem unbewaffneten Auge überhaupt nicht sichtbar sind, ist nun durch die Kraft der Ries fernrohre in Sterne aufgelöst; aber immer noch tragen eine erhebliche Anzahl, und zwar darunter die größten, der raumburchdringenden Kraft unserer Instrumente, z. B. der wunderbare Riesennebel im Sternbilde des Orion.

Hier nun haben, wie schon im vorigen Artikel angedeutet, das einfache Spektroskop und auch die Photographie eine noch vor nicht gar langen Jahren ungeahnte Klarheit gebracht, denn sie haben erwiesen, daß viele derartige Lichtwolken, die sich am Himmelsdome zeigen, nicht etwa nur Anhäufungen von Sternen sind, die lediglich infolge der Riesentfernung als Lichtschimmer erscheinen, sondern daß wir thatsächlich hier unendliche Räume erfüllende, in furchtbarer Gluth befindliche Gas- und Dunstmassen vor uns sehen, die ersten Stoffballungen, zum Theil noch Chaos, zum Theil schon rotirend, die ersten Entwicklungsformen neuer Welten, auf welchen letzteren nach Neonen von Jahren vielleicht, ja gewiß, vielerorten ein warmes Leben pulsiren wird, wenn die Herrlichkeit des Menschengeschlechts der Erde und diese selbst, ja unsere ganze Welteninsel längst in Atome zerfliebt als Meteore das All durchzittern, oder in wiederbeginnender Neuentwicklung als glühender Nebel seinerseits das Weltall durchleuchten.



## Was wir brauchen.

Von Hans Dittwald.

Gelber Nebel lag noch in der Morgenluft, als ich durch die mit Leder beschlagenen Thüren in den Kölner Dom eintrat. Eine weiche Dämmerung lag in den hohen Säulengängen, an deren Ende auf und von den Altären viele hohe Kerzen schwelend leuchteten. Die Priester, angethan mit violetten, schwarzen, braunen und weißen Talaren, gingen hin und her. Aus den Schwingen der Chorstaben quoll der Rauch und legte sich verschleiernd über das Treiben. Die Menge lag in den Betbänken auf den Knien, und ein leises Schurren tönte verhallend durch die hohen Gewölbe. Dann setzte die Orgel an, die Chorherren fielen ein mit ihrem Gesang und kamen hervor hinter den großen Gittern.

Ich stand abseits bei einer Säule und sah und hörte mit seltsamen Empfindungen der Messe zu. Als die Orgel mit gewaltigen, janzenden Tönen den Schluß des Gottesdienstes verkündete und die Menge sich auflöste und hinausstrebte, fielen durch die hohen, bunten Dürerschen-Glasfenster volle, helle Lichtstrahlen vielfarbig über diese sich bewegende Masse, auf das graue Gestein der Säulen und des Bodens und auf die nachgebräunten Holzbänke. Mit einer sonderbaren Ergriffenheit folgte ich den Nachzügeln ins Freie, wo jetzt die Herbstsonne den Nebel zerstreut hatte und mild und freundlich das bewegte Leben erhellte.

Was war es, daß ich so erschüttert wurde von dem Kirchlichen, da ich doch kein Rechtgläubiger war und auch kein Wort von der Andacht, von der

Predigt und von den Gesängen verstanden und begriffen hatte? Draußen in der Sonne, am strömenden Rhein fand ich bald die Antwort.

Es war die Kunst, — die Kunst, die auf mich, den Ungläubigen und mit dem Nitus Unbekannten, unvermittelt und ursprünglich ihre Wirkung ausgeübt hatte.

Welche Wirkung mußte dies erst auf einen Menschen ausüben, der mit getrübttem Gewissen oder mit anderen Gemüthschmerzen hierher kam — um Vergebung der Sünden zu finden, wie die Gläubigen sagen. Die ganze Zeremonie, diese machtvollen Stimmungswirkungen mußten ihn bis ins letzte geheime Gefühl ergreifen, mußten ihn zermalmen bis zur vollständigen Zerknirschung — um nachher in die Rückwirkung überzugehen, um folgerichtig durch die gewaltige Sinneserregung von dem Niedrigkeitsgefühl in Erhebung, höhere Heiterkeit und eine gewisse Befriedigung zu führen. Man kennt das Letztere auch unter dem Begriff: „Von seinen Sünden sich befreit fühlen.“ Für diese Wirkungen aus zweiter Hand, nämlich aus der der Priester, sind wir Niemand weiter Dank schuldig als dem Künstler und dem Künstlerischen.

Und ebenso, wie diese Dom-Zeremonien auf die verdöhten Großstädter wirken, erfüllen die Kirchen- und Kapellendienste der kleineren Gemeinden ihren Zweck. Dazu wird noch beigetragen durch die öffentlichen Umzüge u. v. A., so daß jeder Katholik stets durch irgend eine Zeremonie an seinen Glauben erinnert und durch die Empfänglichkeit der Sinne auch an ihn gebunden wird. Muß nicht Jedem, und besonders die Minderbegüterten, die in engen, dumpfen und ohne Geschmack hergerichteten Zimmern hausen, eine gewisse Andacht überfallen, wenn sie in die hohen, mit Malerei und Schnitz- und Steinarbeit ausgeschmückten Hallen treten, wo Gebräuche, die sie schon in ihren Kinderjahren mit heiliger Scheu zu betrachten angehalten wurden, ihren Bann auf sie ausüben?

Dies Alles gilt auch von Protestanten, nur daß die Katholiken die ihnen überlegenen Meister der Stimmungserzeugung sind. Sie haben sich auch darum einen wichtigen Faktor in dieser Absicht mit instinktiver Erkenntniß gewahrt, den sie mit jesuitischem Können in eine verlogene, widerwärtige Widenatürlichkeit drängen. Es ist der in gewissen Jahren gefährlichste, weil stärkste Haupttrieb: die Sinnlichkeit. Der künstlerisch ausgerüstete Marienkult wie der Heilandskult erfüllen den versteckten Zweck, auf das Geschlecht im Sinne der Kirche zu wirken und durch Verwirrung der Gefühle zur Ausscheidung von wichtigen Verstandeskräften zu führen.

Das Alles sind Mittel, deren sich alle Religions-Verbreiter und Anhänger bedient haben, bald in feinerer Weise, wie die modernen Staatskirchen, bald in roherer Weise, wie z. B. bei den afrikanischen Völkern die Feischpriester ihre bunten Götzenfragen usw. (Selbstverständlich gehören Wunderglaube und noch mehr Aehnliches auch zu den Mitteln aller Pfaffen.) Alles dies jedoch mehr im Instinkt, als in wohlüberlegter Berechnung.

Nun aber hatte ich an dem Herbstmorgen in Köln auch die Lösung gefunden, warum selbst Menschen, deren Verstand schon vollkommen befreit gewesen, sich trotz der Empfindung, daß ihr Verstand das nicht gutheißt, sich dem kirchlichen Wesen zuwenden. Es sind also Menschen, die längst die niedrige Stufe des Wunderglaubens hinter sich haben. Die augenblickliche Befriedigung des Gemüths, die Erhebung der Sinne ist es einzig und allein, was sie zu theologischen, kirchlichen Wesen macht. Und all das vollbringt nicht der Glaubenssach, die Buchstabenreligion, sondern die mit Kunst ausgestattete Zeremonie.

Jene sonderbare Epoche der Menschengeschichte, des Menschheitslebens überhaupt, in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wo sich aus der Aufklärungszeit, aus der Aufklärungsdichtung die sogenannte Romantik entwickelte, ist nicht anders zu erklären, als dadurch, daß den führenden Geistern ihr Glauben an die Fruchtbarkeit und Verwirklichung ihrer Anschauung an den ungünstigen politischen Ereignissen geraubt ward und sie nicht mehr in diesem Glauben Befriedigung ihres Gemüths finden konnten. Da

ihnen der Glaube an eine Wirklichkeitszukunft fehlte, mußten sie einen Ersatz haben, und fanden den geheimnißvollen Romantizismus, der sie zum Katholizismus führte, wo diese stark sinnlichen Elemente einen gewissen Halt fanden, den sie wegen ihrer Natur, die sie hin und her warf, nicht entbehren konnten.

Und der Stand der Dichtung, überhaupt der Kunst ist immer bezeichnend für die jeweiligen Geistes- und Gemüthszustände im Volke. Damals waren es nur Wenige, die eine Bedeutung in der Welt dichtung erlangen konnten. Kleist, Eichendorff und Chamisso sind die Einzigen, die Bedeutendes aus jener Zeit hinterließen. Dann erst folgte „Jung-Deutschland“ mit Büchner, Hebbel, Heine u. v. A.; in ihnen war auch wieder ein Glaube an eine Zukunft, an eine irdische Zukunft.

Denn diesen Glaube an eine Zukunft kann die Menschheit nicht entbehren. Er wird zu allen Zeiten das Gemüth ausfüllen und mächtigen Einfluß auf die Gestaltung des Volkslebens finden, je nachdem er sich gewisse Ziele gesteckt hat. Augenblicklich ist der wichtigste Zukunftsglaube der der sozialen Weltanschauung, jener Weltanschauung, die ausschließlich auf Verbesserung und Neugestaltung der natürlichen Wirklichkeit, des Wirtschaftslebens, beruht. Diese Anschauung entbehrt aber noch in Vielem des Ge-

müthhaften. Ich will nicht etwa sagen, die soziale Bewegung, der Sozialismus und Alles, was nothgedrungen mit ihm zusammenhängt, das Antiquaritäts- thum, die nothwendige Höherachtung des Individuums u. v. A., entbehre des Gemüthhaften, denn das Alles ist ja im Gegentheil von den stärksten Gemüthskräften getrieben und getragen. Aber was nun, wenn wirklich die sozialen Nothe aus der Welt geschafft sind, was nun mit den seelischen Nothlagen anfangen, die nicht durch wirtschaftliche Hilfe zu heilen sind, die auch keine Verstandesthätigkeit beseitigen kann? Denn nur wenige, seltene Menschen werden ohne Nothlage sein, werden Uebermenschen sein, oder werden auch ihr Gemüth vollständig ihrem scharfen Verstande unterworfen haben.

Aber diese Noth, daß wir von Allem, was uns die moderne Zukunftsbewegung bietet, doch immer noch nicht gänzlich befriedigt sind, hat sich schon oft bemerkbar gemacht, ohne daß man ihr die genügende Beachtung schenkte. Die moderne Kunst hat ja manche Lücke ausgefüllt, oder ist wenigstens willens es zu thun, ohne daß sie den verdienten Erfolg hat. Auch die Gründer der freien Volkshöhen hatten diesen Mangel richtig erfaßt, ebenfalls ohne den allen Theilen nöthigen Erfolg. Nun zeigt die Kunst aber schon wieder die Neigung zum Romantischen, Geheimnißvollen, Ahnungsvollen, die

nur zu deutlich von dem Vorhandensein eines bedeutenden Mißverhältnisses zwischen den Verstandes- und Gemüthsfolgen der modernen Bewegung Kunde giebt. Aus dem gleichen Grunde, nämlich der Nichtbeachtung des Gemüthhaften, ist es auch nur immer möglich, daß sich sogenannte Christlich-Soziale noch eines gewissen Anhangs erfreuen können — ja vielleicht eine Saulus-Paulus-Zukunft haben.

Also: Da die Kunst eines von den Mitteln sein kann, das man Ersatz für die Religion nennt, und um uns vor der Dämonie zu bewahren, als wäre das, was wir in der Kirche empfunden haben, Erzeugniß des Priesters und seines Glaubens, müssen wir der Kunst einen viel größeren Raum in der Zukunftsbewegung zugestehen, ihr mehr Achtung schenken. Der Künstler, der ehrliche Priester muß mehr wirken können, um die neue, eigentlich ursprüngliche Religion an die Stelle des Götzendienstes stellen zu können. Das wird seine erneuernde, schöpferische Wirkung auch auf das Verstandesleben ausüben. Die Kunst wird das Volk, und jetzt vor Allem die Zukunftsbewegung, vor der Verrothung in Wissenschaftelei und Praeologie bewahren. Und das ist Alles nöthig; denn wir brauchen nicht nur Wissen, Kleidung, Nahrung usw., sondern auch Erhebung von Gemüthsbedrückungen — Erhebung, befreiende Heiterkeit und Tröstung.



Aus dem Papierkorb der Zeit.

**Triumph der Finsterniß.** (Zu unserer Bilde.) Wir haben unseren Lesern bereits in einer unserer früheren Nummern mit Arbeiten des noch jugendlichen Künstlers Sascha Schneider bekannt gemacht. Deutsch-Russe von Geburt, vereinigt er in sich die gemüthvolle Tiefe germanischen Geistes mit einer gewissen dämonischen Phantastik, wie sie dem Slaven eignet, und auch in der vorliegenden neuen Arbeit des hochbegabten Zeichners sind diese Eigenschaften unverkennbar.

Allein so sehr Schneider auch bisher der Alte geblieben ist, so wenig gehört er in die Reihen Derjenigen, die nicht nur in der Manier, sondern auch in den Motiven stets dieselben sind, sich gewissermaßen beständig selbst kopiren. Im Gegensatz zu diesen befindet sich in Schneiders Kartons ein schier unerschöpflicher Ideenreichtum und eine Kraft, seine Ideen zu gestalten, die höchstens von deren völliger Originalität noch übertroffen wird.

Dies gilt auch von unserem heutigen Bilde, dem Triumph der Finsterniß. Wie bei den meisten früheren Sachen, hat der Künstler auch in diesem Falle seinem Werke einen religiösen Stoff zu Grunde gelegt, ohne darum ein religiöses Bild in des Wortes eigentlichem Sinne zu schaffen.

Vielmehr macht er bei den Religionen und alten Mythologien nur eine Art Anleihe, um diese dann ganz in seinem Sinne zu verwerthen und weiter zu entwickeln. Stoffe, die unserem Denken und Empfinden längst fremd geworden sind, weiß er mit neuem, modernem Gehalte zu erfüllen, in ihrer Weise beschränkte religiöse und mythologische Ideen zu Weltideen zu erweitern, in höheren, gewaltigeren Dimensionen vor uns hinzustellen. Und dies ohne sich in nüchternen, farblosen Allegorien zu ergehen, die die Gefühlswelt des Betrachters völlig unberührt lassen.

Im Gegentheil sind die Figuren Sascha Schneiders, so hier die Gestalt der Finsterniß, wie der auf kaltem Leichensteine ausgestreckte todt Christus, von unendlicher Plastik, ist die Wirkung, die von ihnen ausgeht, eine so tiefe, unmittelbare, daß der Beschauer einer besonderen Erklärung kaum bedarf.

Und dabei arbeitet der Künstler mit den denkbar einfachsten Mitteln. Die Gegenstände, die er durch den verschiedenen Verlauf der Linien bloß, durch Licht und Schatten auszudrücken vermag, genügen ihm.

Die hohe, aufrechte Gestalt der Finsterniß mit ihren mächtigen schwarzen Flügeln, die gleich der einbrechenden Nacht das Licht des Tages, des Lebens überschattet, drückt den Triumph brutaler Macht mit einer Kraft aus, die allerlei äußere Symbole des Siegers nicht zu erhöhen vermöchten.

Das aber, was Sascha Schneider hier gelungen ist, die größten Wirkungen mit den denkbar einfachsten Mitteln zu erzielen, ist das große Geheimniß aller Kunst, ist der höchste Gipfel, den der Künstler zu erklimmen vermag.

Gedankensplitter.

Vereschtschagin erzählt in seinen Selbstbiographien unbedeutender Leute: Ein nicht eben sehr kluger Mann, der aber Französisch und Deutsch verstand, besaß einen Leibeigenen aus dem Simbirskischen Gouvernement als

Bedienten, ein Nordwine oder ein Tschuwache war es. Einmal sagte er ihm: „Du bist ein Dummkopf!“ und der Diener erwiderte: „Du bist selber einer! Du hast ja gekauften Verstand und mein Verstand ist mir von der Natur gegeben.“

Auf manchem Malerwerk der älteren Zeit steht das Wort „locit“ (er hats gemacht) neben einem Namen, der aber nicht der des Malers ist, sondern der Name Desjenigen, der das betreffende Bild bestellt, bezahlt, geüßet hat. Mit den Großthaten der sogenannten Helden und großen Männer verhält es sich ähnlich, ihr Name wird rühmend genannt um gewisser Thaten willen, welche Andere in ihrem Auftrag vollbracht haben, da sie allein es nicht vermöchten.

Setze in Bewegung, sinne, denke auf das, was ein Bürger und Mann besitzen muß, der gewillt ist, dem durch jämmerliche Zeiten und verderbte Sitten niedergeworfenen und gelocheten Staat in die frühere Würde und Freiheit zurück zu versetzen. Ciceros Briefe.

Geschichte darf man weder beweinen noch beschlagen — Geschichte muß man verstehen. Spinoza.

„Niemand hat es noch vermocht, seinen Nachfolger zu tödten.“ Das gilt auch von Zuständen und großen Institutionen. Alles was im Geiste und in der Wahrheit als Träger der Zukunft gelten dürfte, hat noch immer schließlich den Sieg über die Vertheidiger einer zum Hinsiechen verurtheilten Vergangenheit davongetragen.

Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreiches.

Schnitzel.

Viel Klagen hör ich oft erheben Vom Hochmuth, den der Große äbt. Der Großen Hochmuth wird sich geben, Wenn erst die Kriecherei sich giebt.

Ade, Frau Politik, sie mag sich fürbass trocken; Die Schriftzensur ist heutzutage scharf. Was mancher Edle will, scheint er oft nicht zu sollen; Dagegen, was er schreiben soll und darf, Kann doch ein Edler oft nicht wollen.

Ich schelte nicht das Titelkaufen. Es würde für denselben Preis Das Amt der Dummkopf leicht erkaufen, Der jetzt sich zu bescheiden weiß.

Prognostikon.

Vor Feuersgluth, vor Wassernoth Mag sicher fort der Erdball räden. Wenn noch ein Untergang ihm droht, So wird er im Papier erpiden.

Der Edelmann.

Das schwör ich Dir bei meinem hohen Namen, Mein guter Klaus, ich bin aus altem Samen. „Das ist nicht gut!“ erwidert Klaus, „Ost artet alter Samen aus.“ Gottfried August Bürger.

Verdächtige Richter.

Ist ein Esel zu erpreiten, o, so suche Dir zur Hand Einen Richter, der nicht selber ist dem Esel anderwands. Fr. v. Rugau.

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl; Ein Färber kommt, der schwören soll. Der Färber hebt die blaue Hand; Da ruft der Richter: Unverstand! Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus! Kein, ruft der Färber — Brill' heraus!

Auf einen adeligen Dummkopf.

Das nenn ich einen Edelmann! Sein Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur Bar älter einen Tag Als unser aller Ahn. Lessing.

Räthsel-Ecke.

Kombinations-Aufgabe.

I.	II.	III.
Alpe + Nest	Mineralisches Produkt.	
Rhone + Stuhl	Bekanntes Borort Hamburgs.	
Oder + Garn	Truppengattung.	
Segel + Sinn	Stadt in Württemberg.	
Norm + Jar	Pflanze.	
Tara + Rohn	Schlachtort des Alterthums.	
Schach + Eber	Rauchtensil.	
Winde + Adler	Bekanntes Landschaft in Deutschland.	
Ehe + Main	Biblischer Name.	

Die Vereinigung der Worte in Kolonne I mit denen in Kolonne II soll die in Kolonne III gewünschten Wörter ergeben. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen alsdann einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart.

Auslösung der Diamant-Aufgabe in Nr. 21:

D  
L e a  
B i r n e  
P o l e n t a  
W o o s r o j e n  
D e r e r s t e m a i  
S t u t t g a r t  
F o r c i l l e  
D u m a s  
M a x  
i  
Der erste Mai.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn W. Macasq, Leipzig, Dittstraße 14, richten.